

## Werk

**Titel:** Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

**Jahr:** 1896

**Kollektion:** Autobiographica

**Digitalisiert:** Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

**Werk Id:** PPN312429568

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

**LOG Id:** LOG\_0158

**LOG Titel:** 1819

**LOG Typ:** chapter

## Übergeordnetes Werk

**Werk Id:** PPN312429398

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

## 1819.

Am 29. Dezember 1818 hatte ich noch einen lieben Brief von ihm erhalten, und am 6. Januar 1819 war ich in seinen Armen, und sein treues Herz beruhigte sich für uns über das überstandene Ungemach der Reise. Die kleine Emkendorferin, ein Zögling und Liebling Tante Zulchens, Friedchen Merleß, hatte uns dorthin begleitet; ich hatte sie als Bonne für Marie mitgenommen, und sie blieb uns die treueste Stütze und Hausgenossin.

Ich fand meinen Mann wohl und geistig frisch, wenn auch auf eine Weise in Anspruch genommen, welche mich damals schon mit größter Angst und Besorgniß erfüllte, die mich seitdem vierzehn lange Jahre hindurch begleitet haben. Tags vorher, also am 5. Januar 1819, war er zuerst in den Staatsrath eingeführt worden, und den 18. d. Mts. wohnte er zum ersten Mal dem Ordensfest als Ordensglied bei. Auch diese Feier, so wichtig und erhebend sie schon für mein preußisches Herz war, erfüllte mich mit großer Angst für meinen gegen Erkältung so empfindlichen Mann; denn damals ward die Feier noch nicht im Schloß, sondern im Dom kirchlich begangen, und von da aus wallfahrtete der lange Zug der Ritter zu Fuß, das Wetter mochte nun sein, wie es wollte, nach dem Schlosse hin. Dort gab der König in den langen kalten Galerien den Hoffähigen ein Bankett, wobei die nicht hoffähigen Ritter, nachdem, auch sie gespeist worden waren, ihre Aufwartung machen durften.

Diese die Tafel umkreisenden Leutchen sollen einen recht bunten Anblick gewährt und für physiognomische Studien ein interessantes Feld abgegeben haben. Der Ernst dieses feierlichen Mahles ward diesmal durch einen kleinen Unfall unterbrochen, der leicht größer hätte werden können. Ompteda, der hannoversche Gesandte, hatte einen preußischen Orden bekommen und durch denselben einen Platz an der Tafel und zwar dem König gerade gegenüber. Als der Toast auf seine Majestät ausgebracht wird, erhebt er sich mit allen Anderen, beugt sich aber in seinem glühenden Dankgefühl weiter über die Tafel hinüber als die Anderen; der Pfropfen seiner Champagnerflasche springt gerade in demselben Moment in die Höhe und mit solcher Gewalt gegen seine Nase, daß, hätte er das Auge getroffen, dieses unfehlbar zerstört worden wäre.

Mit der Rede des Bischofs Eylert war mein Mann nicht ganz unzufrieden, sowie er auch in späteren Jahren seine Partei ergriff, wenn man diese Gelegenheitsreden unbarmherzig tadelte, ohne zu bedenken, wie nach allen Richtungen hin schwierig die Aufgabe ist, vor einem so gemischten Publikum, bei einer solchen ganz äußerlichen Veranlassung alljährlich etwas Gutes und etwas Neues zu sagen. Sind die Berliner aber in ihrem Urtheil scharf und immer bereit, zu tadeln, so war mein Mann desto milder in seinem Urtheil und einfacher in seinen Ansprüchen.

Für den 26. Januar, den Vorabend meines Geburtstages, hatten unsere Verwandten, nämlich Amerika Bernstorff und die Ahrigen, sich eine sehr hübsche Feier ausgedacht. Sie zerfiel in zwei heitere Abtheilungen; in der ersten wurden mir allerliebste Tableaux vorgeführt, von denen ich mich jedoch, außer einer spaßigen flamländischen Scene, nur des Hauptbildes erinnere, in welchem sich die älteste Tochter des Hauses, Luise, als heilige Elisabeth sehr schön und rührend ausnahm, wie sie von einem Lichtglanz, der sie durch den Schleier von Silberflor umfloß, verklärt erschien, als sie voll demüthigen Erstaunens das Wunder gewahrt, welches in ihrer Schürze das Brot in Rosen verwandelt hat.

Während des zweiten Aktes dieser hübschen Soiree, des Soupers nämlich, saß ich zwischen dem Hausherrn und dem herrlichen Gneisenau, und unweit von uns hatte Clausewitz seinen Platz gefunden.

Auf die Bekanntschaft des Generals Clausewitz, des Veters meiner Adoptivschwester, und seiner vortrefflichen Frau, geb. Gräfin Brühl, war ich schon seit Jahren gespannt. Jetzt war sie mir endlich geworden, bei einem eigens dazu veranstalteten Diner bei Freund Bonnay am 21. d. Mts.! In dem ersten Eindruck blieben ihre gutmüthige Jovialität und sein schwermüthiger, ja strenger Ernst vorherrschend. Dennoch zeigte auch er sich vom ersten Augenblicke an zuvorkommend und voll Theilnahme für mich, und da seine Marie innig entgegenkommend war, so bildete sich gleich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns, an dem auch mein Mann recht herzlich theilnahm! Es hat uns fünfzehn Lebensjahre hindurch immer wachsend begleitet.

Um auf jenen heiteren Abendschmaus zurückzukommen, so muß ich hier sagen, daß die wenigen Diplomaten, Zichys, Berponchers, die gleichsam

als Hausfreunde zu der Feier geladen worden waren, sich entfernt hatten, ehe man sich zum Abendessen niederließ. Wie hätten auch diese Leute, die ihrem Beruf nach Schmetterlinge sein müssen, sich auf ein längeres Stillsitzen einlassen können? Noch dazu zu einer ihnen so früh scheinenden Stunde und zu einem längst aus der diplomatischen Mode gekommenen Souper.

Auch von eigentlichen Weltleuten war nur der alte Graf Hugo Hatzfeldt\*) dort; denn die Vettern des Hauses, die Herren v. Massow, mag ich kaum dazu rechnen. Außer den Genannten erinnere ich mich dort den jungen Karl v. d. Neck bemerkt zu haben, die Ikenplitz und Dziembowskys, ferner den Geheimrath Kuhn, der mir als Erzieher der beiden Brüder Humboldt bemerkenswerth war.

Es hätte indeß von uns abgehangen, diesen Kreis zu erweitern, besonders wenn wir in die zwar verschrieene, aber doch zum Theil sehr achtbare Beamtenwelt hätten hineingreifen und dort auswählen wollen; denn in dieser finden sich sehr ausgezeichnete, vorurtheilsfreie und auch nach außen hin recht feingebildete Männer; ebenso auch unter den Gelehrten und Künstlern. Von Letzteren sahen wir am öftesten Rauch; unter den Gelehrten zählten wir späterhin Savigny zu unserem Hausfreunde, und unter den Beamten ganz vorzüglich Eichhorn. Doch im Ganzen ging meines Mannes Streben nur dahin, die vielen Beziehungen einzuschränken, sich die Ruhe im Hause zu bewahren, deren er physisch und seelisch so sehr bedurfte, seitdem er in seinem neuen Beruf fast immer über seine Kräfte angespannt war. Jetzt schon, nachdem wir eben in unserer neuen Stellung Fuß gefaßt hatten, fanden bei uns zweimal wöchentlich Reunions statt, und zwar solche, die man in früheren Zeiten Audienzsoireen nannte, wo die Gesandten sich alle versammelten, dem Minister ihre Cour machten und ihm vortrugen, jeder einzeln, was sie zu sagen hatten. Solange wir noch das Quartier in der Behrenstraße Nr. 69 bewohnten, durften wir diesen Versammlungen keine große Ausdehnung geben. Späterhin wurden Affemlees und oft sogar Bälle daraus. In den ersten Jahren war, wenn ich mich dessen recht entsinne, nur der männliche Theil des diplomatischen Corps zu diesen Konferenzen eingeladen. Nichtsdestoweniger machte ich die

\*) Bruder des Fürsten, Domherr zu Hildesheim, eine Zeitlang Gesandter in Berlin und Dresden.

Honneurs dabei und Henriettchen schenkte den Thee. Das weiße Zimmer und der gelbe Salon nahmen meine ein- und ausgehende Gesellschaft auf; vor den Thüren, die nach dem blauen Cabinet führen, hielt ein Kammerdiener Wache wie ein Cherub vor des Paradieses Pforte. Diese öffnete sich jedoch, sobald einer der Gesandten Miene machte, meinen Mann allein sprechen zu wollen, der bis dahin mit mir die Kommenden empfing. Nach ertheilter Audienz kehrte er auch wieder in den Salon zurück; doch diese Konferenzen pflegten sich an jedem solcher Abende öfters zu wiederholen, und es geschah zuweilen, daß man die Herren sehr laut diskutiren hörte. Namentlich erinnere ich mich eines Streites zwischen Bonnay und meinem Mann, der sehr laut ward, so daß mich die kleinste Pause in der harmlosen Unterredung um meinen Theetisch herum peinigte, weil unterdeß die Aufmerksamkeit sich ungestörter nach jenem Heiligthum hinvenden konnte. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, und Bonnay stürzte, noch ganz erregt, hinaus. Er schmollte mehrere Tage lang, that dann aber Abbitte. Mein Mann dagegen, der seine Fassung nie verlor, war mit derselben ruhigen Würde aus dem Cabinet herausgetreten, die ihn hinein begleitet hatte und die ihn nie verließ. Er imponirte den Gesandten, gewann aber auch in hohem Grade ihr Vertrauen.

Klarheit, Festigkeit, Konsequenz und Wahrheit blieben die Hauptzüge seiner Politik, und aus seinem Wesen leuchteten ein Ernst und eine Freundlichkeit, eine Hoheit und Milde zugleich, wie man sie selten vereint findet. Die frühe Gewohnheit, als selbständiger Vertreter der Angelegenheiten des Vaterlandes mit den Gesandten fremder Länder zu verkehren, hatte ihm eine bewundernswürdige Sicherheit des Benehmens gegen sie gegeben. Er blieb in jedem Moment, auch in dem des heiteren Scherzes, ihr Chef. Es ahnte auch wohl kaum Jemand, daß ihm diese Haltung ihnen gegenüber dennoch auf die Länge einen ihn ermüdenden Zwang auslegte, und doch hatte er dessen keinen Fehls gegen mich. Aber auch wenn ihn in anderer Beziehung die ausgedehntere Geselligkeit ermüdete und belästigte, so ward das nie sichtbar; er blieb als Wirth immer gleich heiter und liebenswürdig.

Leider muß ich mich von meinem Lieblingsthema ab dem Getriebe des Lebens, das mich umgiebt, wieder zuwenden; der einmal begonnene Faden muß ja weiter gesponnen werden, und so habe ich denn zu

berichten von einer Assemblée beim Minister v. Bülow, wo diesmal der ganze Hof, der König an der Spitze, zu erscheinen verheißen hatte. Wir durften nicht fehlen, durften uns auch an diesem Festtage der Kinder, dem 27. Januar, von ihren Bitten nicht halten lassen. Nach damals noch einfacher Sitte verfügten wir uns gleich nach 6 Uhr auf den Weg, den wir aber schon durch eine Reihe von Equipagen versperrt fanden.

Endlich, nach drei Viertelstunden beinahe, hatten wir unser Ziel erreicht, doch nicht ganz; noch blieb die Rampe zu gewinnen, und in dem Augenblick kam ein Hofwagen herangejagt, der die Reihe doch nur mit halbem Recht durchbrochen hatte. Es war der Prinz Georg von Hessen, dessen Kutscher nun auch dem unseren den Rang auf der Rampe abgewinnen wollte, dadurch einen Zusammenstoß veranlaßte, welcher mich dermaßen erschreckte, daß ich innerlich zitternd in den Saal trat, wo der König schon seine Ronde hielt. Mich erblicken und auf mich zukommen, war eins, und das Zweite war eine höchst gnädige Anrede, die mehr als gnädig, die wohlwollend und herzlich war. Für jedes Wort, welches mein neuer König mir in Freundlichkeit sagte, wußte ich ihm Dank; doch seine Aeußerungen über meinen Mann, die Anerkennung seiner Verdienste bewegten mich tief, zu tief für meine schon etwas durch die Ereignisse in Dreylißow, durch den Abschied, durch die Reise, durch die Mühseligkeit der erneuerten wirthschaftlichen Einrichtung in Berlin erschütterte Gesundheit. Am anderen Tage war ich unwohl und mußte einige Wochen das Zimmer hüten.

Luiſe und Bechtold Bernstorff wurden Mitte April von Theremin eingeseget. Seine Reden sind vortrefflich, seine Gebete wo nicht himmelftürmend, so doch innig und erhebend, sein Examen gründlich und erschöpfend. Nur das Eine habe ich daran auszusetzen, nachdem mich mein Mann darauf aufmerksam gemacht hat, daß er nämlich die Lehre über das heilige Abendmahl wie eine These hinsetzt, über die er nichts entscheidet. Die Konfirmanden zählen die abweichenden Auffassungen und die daraus entsprungenen Konfessionen der Reihe nach auf, und es bleibt ihnen überlassen, wozu sie sich halten wollen.

Amerika bewohnte in diesem Frühjahr einen Theil des ehemaligen Neußischen Quartiers, Leipzigerstraße 5, der eine gar so hübsche Sommerwohnung bildet. Von ihr aus genossen wir den schönen Garten recht, der jetzt mitsammt dem vortrefflichen Hause dem Kriegsministerium gehört.

Die sehnsuchtsvolle, ich möchte sagen erwartungsvolle Stimmung, welche das Wiederaufleben der Natur immer von Neuem in mir erweckt, ward diesmal noch erhöht durch die Theilnahme an der stillen, frommen Herzensfeier der Amerikaschen Familie, der Konfirmanden selbst sowohl als ihrer Mutter und Geschwister.

Indessen entwickelte sich der Frühling spät; denn als wir zur Feier des 22. April 1819, meiner Klara Geburtstag, nach Schönhausen hinausfuhren, fing die dortige sumpfige Gegend erst an, sich mit einem jungen Grün zu bedecken, und die mächtigen Bäume in dem herrlichen alten Park begannen erst ihre Wipfel mit jungem Laube zu schmücken. So viel schöner und kunstreicher diese königlichen Anlagen auch seitdem in ihrer jetzigen neuen Gestaltung sind, so ist es mir doch, als hätte man ihnen etwas von ihrem eigenthümlichen Charakter genommen. An jenem frohen Tage wenigstens dünkte mir die etwas verwilderte Natur dort wunderreizend. Wir ruhten lange an dem Ufer des kleinen Baches, der Panke, wo die lieblichen Hepatikas in blauer Himmelsfarbe uns entgegenstimmerten und schon Waldfänger in Menge ihre lebensfrohen Stimmen um die Wette mit denen meiner fröhlichen Kinderschaar ertönen ließen. Mein Mann hatte uns nicht begleiten können, doch der jugendliche Better Ernst Ranzau beschützte uns. Er war mir ein gar lieber und so fleißiger Begleiter, daß ich ihn meinen treuen Pudel zu nennen pflegte. Nur Eines setzte ich an ihm aus; dieses Eine war mir aber auch so zuwider, daß es mir seine Begleitung verleidete, daß ich ihm darüber mein Haus in den Gesellschaftsstunden verschloß, und dieses Eine war sein Eigensinn, sich nicht von dem sogenannten deutschen Rock trennen zu wollen. Nicht durch Vorstellungen, nicht durch Bitten, nicht durch Redereien war das Männchen zum Ablegen des deutschen Rockes zu bewegen; daß ich es an Redereien nicht fehlen ließ, würde man mir glauben, auch wenn ich nicht folgenden Zug erzählte. Wir kehrten von einer munteren Fahrt nach Charlottenburg heim; er hatte in meinem großen Familienwagen noch ein Plätzchen gefunden, welches er aber

bon gré, mal gré räumen mußte, als ich nahe vor der Stadt dem Kutscher zurief, zu halten, und dem Bedienten die Weisung gab, den Wagenschlag zu öffnen, weil der Graf noch etwas im Thiergarten spazieren wolle. Ich nahm eine so gebieterische Miene an, deutete dabei so entschieden auf seine germanische Kleidung, daß mein Jüngling heraus mußte; wir fuhren indessen rasch weiter. Da kam ihm aber seine Uebung im Dauerlaufen zu statten; er rannte davon, unserem dahineilenden Wagen voraus, erreichte die Stadt vor uns, warf sich in eine Droschke und schloß sich uns, als zu uns gehörend, an.

Auch wer sich der Geschichte jenes Zeitraums nicht erinnert, wird es mir zutrauen, daß es nicht bloß ein Mangel an Eleganz oder eine Geschmacklosigkeit war, die mich an dem Anzug meines jungen Freundes Ernst Rangkau Anstoß nehmen ließ, sondern daß ich Anderes und Ernsteres daran auszufehen fand. Die Richtigkeit dieser Behauptung will ich dadurch belegen, daß dieser vielbesprochene deutsche Rock ein Wahrzeichen der Partei war, die, noch aus den Kriegsjahren herstammend, sich in diesen Zeiten völlig entwickelte, manches Gute, aber noch mehr Uebles in ihrem Schoße trug und bald nicht länger von der Regierung geduldet werden konnte.

Am 1. Juli folgten mein Mann und ich einer Einladung nach dem königlichen Lustschloß von Charlottenburg. Dort ward die Vermählung eines Stolberg'schen Brautpaares halb en famille gefeiert, weil die Braut der königlichen Familie nahe verwandt war. Es war die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg,\*) Enkelin der berühmten Gräfin Richtenau, die ihren und unseren Vetter, den Grafen Joseph zu Stolberg, heirathete. Diese Feier erhielt für mich ein wahres Interesse durch die Beobachtung von des Königs herzlichem und wohlwollendem Benehmen für die Braut. In der Schloßkapelle erwarteten wir den bräutlichen Zug, den der König nach Vortritt der Hofchargen mit Gräfin Luise eröffnete. Die Trauungsrede war eben nur eine Gelegenheitsrede, von der sich wenig sagen läßt; nach derselben stürzte sich die in allen ihren Bewegungen etwas vehemente Braut auf die Hände des Königs, der sie aber mit Innigkeit an sein Herz schloß und sich während

\*) Tochter der Gräfin Marianne v. d. Marck und des Erbgrafen Friedrich zu Stolberg-Stolberg.



der darauf folgenden Tafelfeſtung gar vertraulich mit ihr unterhielt. Die Feier ſollte mit dem Theater in Charlottenburg ſchließen; denn für den König gab es ſchon damals „pas de bonne fête sans cela!“

Die Zeit zwiſchen der Tafel und dem Schauſpiel brachte ich recht angenehm in der äußerſt unterhaltenden Geſellſchaft der mir ſpäter als Frau v. Maſſow viel näher getretenen Gräfin Hermine Schulenburg zu. Sie war damals Hofdame der Prinzefſ Alexandrine; ſpäter, nach Verheirathung der Prinzefſinnen, führten ſie und ihre Gefährtinnen den ſonderbaren Titel von Hofdamen Seiner Majeſtät des Königs. Sie hat mir oft von dem neckiſch-vertraulichen Ton erzählt, den der König in den engen Kreiſen, in den parties carrées, angenommen, in welchen ſie ihr Dienſt mit ihm, mit einem ſeiner Adjutanten und mit der alten Hof- und Staatsdame v. Biereck zuſammengeführt habe. Nie aber würde weder ſie, noch eine der Anderen in Verſuchung gekommen ſein, ſeine Zutraulichkeiten mit einer ähnlichen zu beantworten, wie es im Gegentheil ihnen nie geſchehen ſei, den König in ihm zu überſehen und die ihm ſchuldige Ehrerbietung außer Acht zu laſſen.

Nach den Herrlichkeiten einer Vermählung am Hofe, nach einigen ruhig in Berlin zugebrachten, nur durch die große Hitze etwas geſtörten Wochen finde ich meinen Mann und mich im Reiſewagen wieder. Doch iſt es mir leider nicht beſtimmt, mit ihm zu reiſen; nein, ich bleibe in Potsdam zurück und folge ihm nur im Geiſte nach dem mir unbekannt gebliebenen, ihm aber ſo lieben Karlsbad, wo ſeiner aber keine Erholung, ſondern nur eine Arbeitszeit harrete. Dies betrübte mich und erſchwerte die ſonſt kurze Trennung ſehr. Dennoch gelang es mir, meinen Blick davon ab- und auf Potsdams Merkwürdigkeiten zurückzulenken; denn Sophie Legrand war mir dahin gefolgt, um mich auf meinen Wanderungen durch dieſe Königsſtadt und ihre Umgebung zu begleiten.

Bei meiner Rückkehr fielen mir Berlins Lage mitten in ſeinen flachen Sandſteppen als doppelt trübselig auf, unſere Behrenſtraße als recht unſchön und unſeres Hauſes Bauart als recht gemein bürgerlich. Doch ſtanden wir jetzt kurz vor dem Wechſel unſerer Wohnung, der zugleich auch einen Wechſel in unſer ganzes Daſein hineinbrachte.

Meinem Mann war ſeit ſeinem Eintritt in den preußiſchen Dienſt die Aufgabe geſtellt worden, ſich eine größere Wohnung zu ſuchen,

entweder ein zu miethendes oder ein zu kaufendes Diensthaus. Endlich gegen das Frühjahr hin fand sich ein Hotel, welches sich als ziemlich passend erwies. Es war eben von dem reichen Bankier Schickler ausgebaut, aufs Zierlichste eingerichtet und hatte eine freundliche Lage am Dönhofsplatz. Wenn auch für die Repräsentation ziemlich beschränkt im Raum, so ersetzte es an Menge der Zimmer die fehlende Größe der Säle und bot uns eine äußerst bequeme und auch geräumige Privatwohnung; auch ein ziemlich hübscher Garten lag hinter dem Hause, welches Schickler nach Belieben des Staates käuflich oder nur in Miethe überlassen wollte. Es schien nun entschieden, und wir sollten aus unserem lieben Stadtviertel in jenes, welches mir fremd und von dem aus der Thiergarten fast unerreichbar ist, versetzt werden. Da trat Alopeus der Ältere mit dem mir höchst willkommenen Vorschlag auf, sein schönes Haus mit dem noch schöneren Garten, Wilhelmstraße 76, dem König zu verkaufen. Doch da der Kaufpreis den jenes Hauses weit überstieg, so wollte mein Mann keinen Wunsch äußern, keine Vorliebe zeigen bei der Eingabe seiner Vorschläge, die diese beiden Wohnungen betrafen.

In der Zeit, als diese Angelegenheit eben der königlichen Entscheidung vorgelegt werden sollte, lud der Staatskanzler uns zur Mittagstafel ein, und da mein Mann (es mochte dies um Ostern 1819 sein) durch einen neuen heftigen Podagraanfall verhindert war, der Einladung zu folgen, verlangte er von mir, daß ich allein dem Rufe des Herrn Oheims folgen solle. Dies ward entscheidend für unsere Umsiedlung nach der Wilhelmstraße; denn kaum sah mich der freundliche alte Mann, als er, mich in eine Fensternische führend, mir die Frage ans Herz legte, für welche der beiden Wohnungen wir am meisten Neigung fühlten. Wenn ich ihm auch ganz bestimmt für meinen Mann in dessen Sinne antwortete, daß ihm beide Häuser gleich gut gefielen, jedoch der minder hohe Preis und vorzüglich die Lage in so wünschenswerther Nähe ihm für das Schicklersche entscheidend schienen, so mochte der Fürst doch wohl in meinen Augen lesen, welcher Zusatz auf meinen Lippen schwebte, und da kam er mir mit der dringenden Bitte zuvor, ich möchte ihm aufrichtig gestehen, ob auch ich so unparteiisch bei der bevorstehenden Wahl sein würde. Da gestand ich ihm meine Vorliebe für das Alopeussche Haus, und er gab mir die Hand darauf, daß es das unsere werden solle.

Mit einigem Zagen bekannte ich meinem Mann den wörtlichen Inhalt dieser Unterredung; doch wie hätte er zürnen mögen, da, wo nur Wahrheit gesprochen, nur herzlicher Antheil erwidert hatte? Bald nachher traf die königliche Resolution ein, und jener früher Eichstadt'sche, jetzt Alopeus'sche Besitz in der Wilhelmstraße 76 ward mit Allem, was er enthielt (außer jedoch leider der Orangerie, außer der reichen Füllung der Treibhäuser), für den Staat um den Preis von 80 000 Thalern erworben.

Noch ehe mein Mann seine Badereise unternahm, hatte er mit mir alle Einrichtungen für unsere neue Wohnung besprochen, und mir blieb jetzt die Ausführung überlassen, welche mir gerade in dieser Zeit recht viele und, da ich tüchtige Hülfe hatte, auch recht angenehme Beschäftigung gab. Nur Eines war mir ebenso lästig wie bedenklich: der Bau, der jetzt so spät im Jahre erst begonnen war, mußte zum Herbst fertig sein. Denn waren auch die Empfangszimmer bei Weitem geräumiger als jene in der Nr. 25 auf dem Dönhofsplatz, so fanden sich hier dagegen bei Weitem nicht Räume genug für unsere zahlreiche Familie. Dieser Uebelstand war schon vor dem Ankauf durch die Besitzer des Hauses zur Sprache gekommen, von ihnen aber auch zugleich der Vorschlag in Anregung gebracht worden, die bedeutenden Treibhäuser in Wohnungen umzuwandeln. Die Ausführung dieses Planes mußte freilich dem Etablissement seine größte Schönheit und Eigenthümlichkeit rauben; allein die gute Alopeus machte mich darauf aufmerksam, daß die Unterhaltung dieser „hängenden Gärten“ für meinen Beutel, für meine Zeit ruinös sein würde. So ward denn der an Stelle der Treibhäuser neu aufgeführte Flügel die Wohnung meiner Nichten und Töchter und ihrer Erzieherinnen. Anstatt der Blumen sollten nun diese Pflänzchen dort herangezogen und ihre Blüthe dort zur Reife gebracht werden. Und wahrlich, ich muß es sagen, auch diese wurden eine neue Zierde; an der Stelle, wo die exotischen Pflanzen geprangt hatten, jubelte jetzt die kleine Schaar in fröhlichem Gewimmel, und aus den bald dicht mit Schlingpflanzen umrankten Fenstern guckte oft ein Schelmengesicht heraus! „Das Bauer der Mägdelein“ wurde dieser Flügel genannt oder später „der Mädchen-, der Komteffenzwinger“; aber wie verdroß dieser Scherz meine prüde Marianne, wie verbat Sophie, die Gestrenge, ihn sich so entschieden!

Im Sommer 1819 näherte sich die lange entfernt gewesene Familie Humboldt ihrer Heimath. Sie zog in Berlin ein, um es jedoch sofort wieder zu verlassen und sich in Tegel einzurichten. Meinem Mann lag es am Herzen, sie sogleich aufzusuchen, um das alte freundschaftliche Verhältniß in seiner ganzen Reinheit wieder anzuknüpfen.

An einem Sonntag Morgen was es, als mein Mann und ich und, soviel ich mich erinnere, auch die Nichten uns durch vier tüchtige Postpferde nach dem schönen Tegel fahren ließen. Die dreiviertel Meilen Chaussee wurden im Fluge zurückgelegt, und auch auf der bösen Strecke des Weges verdankten wir es der Raschheit unserer Fahrt, daß wir die Unannehmlichkeit des Wühlens durch das tiefe Sandmeer während der letzten dreiviertel Meilen weniger empfanden. Schon zweimal, bei Beginn und Schluß einer Reise, war ich diesen Weg gefahren; beide Male hatte ich verlangend durch das dichte Grün des Kiefernwaldes hinüber nach Tegel geblickt; doch läßt sich dieses von der Landstraße aus, so nahe es ihr auch liegt, mehr ahnen als sehen, und selbst der kühnsten Phantasie fällt es schwer, sich mitten in diesen gottverlassenen Sandsteppen eine schöne Dase auszudenken. Dennoch prangt sie wirklich in frischer Schönheit, und man braucht nur eben von dem großen Wege links in einen Nebenweg einzubiegen, um das Schloß mit seiner schönen Laubholzumgebung dicht vor sich zu haben.

Wir fanden eine sehr herzliche und unbefangene Aufnahme, d. h. von seiner Seite eine cordiale, von ihrer eine tief innige. Es war mir neu, diese Familie in ländlichen Umgebungen, in einem Schloßchen zu finden, welches vor hohem Alter mit Einsturz drohte, das aber eben dadurch etwas Ehrwürdiges und trotzdem etwas recht Komfortables hatte. War man nur erst die enge Wendeltreppe hinaufgeklommen, so fand man oben ein schönes Zimmer mit einem Erker, der so hübsch von alten, zwar beschnittenen, aber doch schönen Linden beschattet war. Einige Stunden verstrichen uns dort pfeilschnell. Die Ankunft mehrerer Tischgäste, Rauch, Tied, Wach und Beuth, mahnte uns erst daran, daß die Stunde unserer Abfahrt gekommen sei. Die hier genannten Künstler waren mir übrigens damals noch kaum dem Namen nach, weniger noch von Angesicht bekannt; ich war ja überhaupt noch immer fremd im eigentlichen Berlin, war damals noch im ersten Anfang meiner Eingebürgung.

Die junge Frau v. Hedemann, zweite Tochter dieses Hauses, die bald nach mir von Rom aus, wohin sie und ihr Mann die Mutter begleitet hatten, wieder in Berlin eintraf, kam mir schon damals wie einer lieben Bekannten entgegen, und ich freute mich, als ich im Herbst 1818 in die Behrenstraße zog, dadurch in ihre Nachbarschaft zu kommen: denn sie bewohnte den unteren Stock im Kasino, dem Eckhause nach der Behrenstraße. Sie war in jener Zeit noch ein lebendig frisches Bild der jugendlichen Teutonia, durch und durch eine edle Deutsche, kräftig in Wort und That, kräftig im Willen und Wirken, kräftig im Wuchs und in der Gesundheit. Dennoch schienen ihr Kinder versagt zu bleiben. Obgleich erst 18 Jahre alt, war sie schon vier Jahre verheirathet. Die Eltern hatten sie im Sommer 1814 mit dem Lieutenant oder Major v. Hedemann verlobt, und als nun im Frühjahr 1815 unerwartet ein neuer Krieg ausbrach, da vermochten sie den stürmischen Bitten des Bräutigams nicht zu widerstehen, ließen ihre 13jährige Tochter einsegnen und in derselben Woche, an dem Tage, als sie ihr vierzehntes Jahr vollendete, auch trauen! Die Vorsehung verschonte das Leben des jungen Gatten, der nach einer auch von seiner Seite brillanten Kampagne zu seiner Adelheid zurückeilte. Er hatte etwas so durch und durch Ritterliches in seinem ganzen Wesen, daß man ihn in dem Kreise der Bekannten tout court den Ritter benannte.

Ein anderes Mal begleitete ich meinen Mann nach Glienicke, wo er dem Fürsten Hardenberg über die Karlsbader Verhandlungen mit Metternich Bericht zu erstatten hatte. Ihr Endergebniß war dem Bundestage mitgetheilt worden, der es unter dem 20. als selbstgefaßte Beschlüsse promulgirte. Es galt, eine bessere Universitätsordnung zu schaffen, ein Censurgesetz für die Tagesblätter und die Gründung einer Central-Untersuchungskommission wegen der damaligen demagogischen Umtriebe, die in Mainz ihren Sitz haben sollten. Noch von Karlsbad aus hatte mein Mann eine Circulardepeſche an seine Gesandten bei den verschiedenen Höfen erlassen mit geheimen Instruktionen über die Mittheilungen, die sie diesen Höfen über das Ergebnis der eben geschlossenen Konferenzen zu machen hätten. Diese Depeſche war durch die sehr sträfliche Indiskretion irgend eines der Gesandtschaftsmitglieder bekannt geworden und hatte gerade jetzt, wo das Publikum noch so gespannt war in Erwartung der Beschlüsse, welche die Regierungen fassen würden,

einen sehr üblen Eindruck gemacht. Wäre die Geschichte dieser unseligen Bekanntmachung damals schon bis zu mir gedrungen, so würde ich für das Leben des Staatsmannes, an dem das meinige hing, gezittert haben. War doch Rogebue von einem versteckten Dolch getroffen, Ibell, Stourdza damit bedroht worden; weshalb sollte sich nicht die Hand eines frevelnden Freiheitszeloten auch gegen den Mann waffnen, der das Ruder eines so bedeutenden Staates lenkte, eines Staates, in dem man den Herd dieser demagogischen Umtriebe suchte, welche nach besten Kräften zu unterdrücken gerade er berufen war. Im vergangenen Frühjahr, als eben diese verschiedenen Mordversuche bekannt geworden waren, hatte ich einen armen kleinen Studenten mit Abschriften beschäftigt. Er kam und ging in meinem Hause aus und ein, weil es oft etwas nachzusehen und zu besprechen gab. Auch muß ich hier beiläufig sagen, daß seine Arbeiten sehr wohl gelangen; sie bildeten Sammlungen von geistlichen Liedern und Aufsätzen, deren Abschriften an Sauberkeit und Eleganz mit der Gediegenheit des Inhalts wetteifern durften. Schön und reich eingebunden, wurden sie den beiden Konfirmanden an diesem wichtigsten Tage ihres Lebens als Andenken überreicht. Dem harmlosen kleinen Schreiber aber gelang es recht wider Willen, mir einen panischen Schreck einzujagen. Ich finde ihn nämlich, in den damals so verdächtigen Rock gekleidet, allein in meines Mannes Zimmer stehen, und während ein Mißverständnis der Leute ihn da hineingeführt hat, glaubte ich an eine böse Absicht, glaubte ich einen Dolch versteckt zu sehen, da, wo nur das Ergebniß seines Fleißes ruhte. Meinem Mann selbst lagen Besorgnisse dieser oder anderer Art sehr fern. Der damalige königliche Beamte aber, welcher der Universität Berlin vorstand (auf seinen Namen kann ich mich nicht besinnen), war als sehr verzagt bekannt, so daß die Spaßvögel unter den Studenten sich den Scherz erlaubten, en corps bei ihm einzudringen und ihn, den Jagenden, von einem Zimmer und einem Reduit in das andere zu verfolgen bis vor sein Bett, in welches er sich zu verbergen suchte. Da erst kehrten sie die friedliche Seite heraus, brachten irgend ein Begehren, einen Antrag vor, der ganz harmlos war, und machten tausend Entschuldigungen über den Schreck, den sie ihrem Vorgesetzten, ihrer Behauptung nach ganz ohne es zu wollen, beigebracht hätten.

Ich wende mich so gern von diesen Odiösa ab (denn solche bleiben es, sie mochten nun im Scherz oder im Ernst berührt werden) und dem Schloß Glienicke zu, wo ich unter dem Vorwande, die gnädige Frau Fürstin\*) nicht zu einer so frühen Stunde stören zu dürfen — denn wir waren beinahe vor Tag aufgebrochen —, meinen Mann nur absetzte und dann weiterfuhr, doch auch nicht bis Potsdam hinein, sondern nur bis vor die ländliche Wohnung unserer guten Freundin, der Gräfin Voss.\*\*) Auch sie hatte ihre Morgentoilette noch nicht vollendet, empfing mich aber nichtsdestoweniger mit der ihr so eigenen herzlichen Liebenswürdigkeit. Ich theilte ihr kleines einsames Frühstück, und in ihrem traulichen Kabinet verslogen uns unter ebenso traulichen Gesprächen die Stunden pfeilschnell. Noch zu Tisch wollte mein Geschäftsmann in Berlin zurück sein und holte mich daher auch früh wieder ab. Die Rückfahrt ward für unsere Wünsche eben wie die Hinfahrt nur zu schnell zurückgelegt, weil es sich nirgends besser schwagen läßt als im Wagen.

Wir hatten auf dieser Fahrt viel häusliche Verabredungen zu treffen; unser Umzug in das königliche Diensthaus stand nahe bevor. Ich traf mit Entzücken alle dazu nöthigen Anordnungen; denn eine so bequeme, eine so freundliche und so elegante Wohnung hatte ich noch nie einzurichten gehabt. Nie noch hatte solche Einrichtung so vollständig sein dürfen, nie noch war sie ausgeschmückt gewesen mit den vielen kostbaren Kleinigkeiten, die der jetzige Geschmack im Allgemeinen fordert und zu denen auch der meine keinen geringen Hang hatte. Zu dem vom König mit dem Hause zugleich erstandenen Mobilier gehörten noch Bronzen allerlei Art, die mir bei dieser Ausschmückung sehr zu statten kamen; denn mein Mann erlaubte weder sich noch mir dergleichen ihm frivol scheinende Ausgaben. Er hatte zwar viel Sinn für das Grandiose, wollte Alles bei uns auf einen unserer Lage angemessenen Fuß gesetzt sehen, war an großartige Umgebungen und an die feinsten Formen des Geschmacks in ihrer Ausschmückung gewohnt, aber auch ebenso sehr an eine Einfachheit, die er edel nannte, die aber, verglichen mit dem, was man jetzt zu sehen sich gewöhnt hat, wirklich dürftig war und blieb. Wie er nun mein großes Wohnzimmer, das gewisse grüne, in seiner

\*) Hardenbergs dritte Gemahlin, Charlotte Sophie Freiin v. Schönemann.

\*\*\*) Luise, geb. Berg; ihr Gemahl war der Enkel der alten Oberhofmeisterin Gräfin Voss.

vollendeten Anordnung sah, lächelte er wohl etwas spöttisch über die vielen Etablissements darin; der offene Schreibtisch mit allen seinen Zierrathen kam ihm überflüssig vor; allein das Ganze gefiel ihm dennoch sehr gut. Die freundliche Aussicht in den Garten, die durch das große Fenster ungehindert hereinfallenden Strahlen der Abendsonne verliehen freilich meiner Ausschmückung erst den wahren Zauber! In jenen herbstlichen Tagen erfreute mein Wohnzimmer sich überdies des hell lodernden Kaminfeuers, dessen Widerschein die Fülle von Blumen und Grün röthete, welche auf einer Etagère und um sie herum vereinigt waren.

So lebendig und tief ich es auch empfand, daß das wahre Glück unabhängig von jedem äußeren Besitze ist, so konnte ich doch den Werth, den die Menschen daran knüpfen, für keinen ganz eiteln Wahn halten, wenn es galt, sich einen behaglichen Genuß des Daseins zu bereiten und sich mit anmuthigen erfreulichen Gegenständen zu umringen.

Waren sie einmal da, so gefielen sie meinem Mann recht wohl; doch schienen ihm die Mittel, ja die Zeit zu kostbar, um sie zu erwerben. Ruhe, Muße und Stille gingen ihm über Alles, und deshalb mochte er auch nichts von dem Haushalt hören, sich nicht von den kleinlichen Bedürfnissen des Lebens beeinflussen lassen. Dieses Verlangen nach einer Ruhe, in der sich die Gedanken auf etwas Höheres, auf ein würdiges Ziel richten können, griff denn auch tief in unsere Lebensweise ein.

Wir entsagten so viel wie nur möglich dem geselligen Treiben und machten unser Haus deshalb auch weniger, als es uns in anderer Beziehung hätte angenehm und ersprießlich sein können, zum Sammelplatz eines interessanten Kreises. War mein Mann in dem immer wiederkehrenden Strudel des Tages umhergewirbelt worden, so wollte er abends ganz ausspannen, sich ganz der häuslichen Freiheit hingeben können. Dennoch mußte er mir auch darin beipflichten, daß es wohl passend sein möchte, wenn wir unser Haus mit einem Ball eröffneten. Dies geschah am 8. Oktober 1819 und fiel ganz nach Wunsch aus. Ich erinnere mich von dieser der Gesellschaft und nicht dem Hofe gegebenen Festlichkeit eigentlich nur, daß sie einen Grund zu legen schien, auf den die Geselligkeit unseres Hauses sich vortheilhaft weiter aufbauen ließ. Der erste Eindruck ist oft entscheidend für den Ruf, in



den ein Haus oder vielmehr ein Salon zu stehen kommt, und dieser Ruf bestimmt mehr, als man glauben sollte, über das eigentliche Maß des Vergnügens, welches dieses Haus oder dieser Salon wirklich zu bieten vermag. Die Disposition, welche die Menschen mit hineinbringen, muß das Beste dabei thun, und diese war und blieb günstig!

Wir benutzten die Anwesenheit der Catalani in Berlin, um diese große Sängerin, die auch recht angenehmen Umgangs war, und ihren kleinen Gemahl, den eiteln Narren v. Balabrégues, einzuladen; auch eine wunderreizende Spanierin im rothsammetnen Korsetchen, mit den rabenschwarzen Haaren und den schmachtenden blauen Augen schmückte unsere Gesellschaft. Wie sie hieß, weiß ich nicht mehr, ebenso wenig, wo das Souper servirt ward, und noch weniger, ob ich selbst tanzte. Ich möchte es kaum glauben, weil ich in den zwei verflossenen Winterfaisons, als noch zu fremd in der Berliner Gesellschaft, mich alles Tanzens enthalten hatte.

Nachdem ich die Berliner Welt durch den ersten Ball ergötzt hatte, blieb mir nun eine lange Ruhezeit, die ich wahrlich mit meinen Mägdeleins wohl zu benutzen wußte. Sie waren noch ganz auf das Haus beschränkt, nur bei den Verwandten durften sie Erholung suchen; doch sie kannten keine Langweile und ebenso wenig jene leeren Träumereien, die die Seele entnerven und in uns Wünsche erwecken, die das wirkliche Leben selten zu befriedigen vermag. Deshalb bewahrte ich sie auch vor der Lektüre von Romanen; dagegen war ihnen die Dichterswelt nicht verschlossen. Ich schätze den Menschen glücklich, der dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben weiß; nur muß er seine dichterischen Träume nicht in das Leben übertragen. Die Jugendjahre meiner Töchter und der schon beinahe erwachsenen Nichten waren schön, befriedigend und heiter, weil sie rein, unschuldig und sehr thätig dahinflossen. Jede Stunde hatte ihr bestimmtes Geschäft, dafür aber auch jede Jahreszeit ihre eigenthümliche Freude. Kam der Christmonat heran und mit ihm jene winterheimliche Stille selbst in der Natur, die die häuslichen Verbindungen enger schlingt, dann gab es der kleinen Geheimnisse der Liebe und der Freude recht viel. So spät als nur immer möglich beabsichtigte ich die Nichten in die große Welt einzuführen, lange wollte ich ihnen ihr Jugend- und Unschuldsparadies erhalten; denn wie schwer ist es, im Gewühl der Welt zu leben, ohne

daß man seinem Gewissen kleine Verletzungen beibringt! Die Gemeinschaft mit der Menge, die oft auch in den vornehmsten Kreisen innerlich roh ist, wirkt so leicht nachtheilig auf jugendliche Gemüther ein. Sie aber lebten noch Tage ohne Schuld und Reue, und in dieser stillen Abgeschlossenheit erweiterte sich täglich der Kreis ihrer Empfindungen und Ideen, weil all ihr Denken und Fühlen eine Beziehung auf das Ideal des Schönen und Guten, ja auf das Ewige und Göttliche gewann.

Wenn ich so auf die frühe Vergangenheit, namentlich auf diese ersten in Berlin verlebten Jahre zurückblicke, so wird ein lebendiges Bedauern in mir rege, daß diese Einfachheit unserer Lebensweise nach und nach weichen mußte, zum Theil den größeren Ansprüchen, die die Gesellschaft an uns machte, zum Theil aber auch der Erweiterung unseres Kreises.

Damals waren jene noch gering und dieser noch beschränkt. Solange wir vollends noch das verhältnißmäßig kleine Quartier in der Behrenstraße bewohnten, da mag ich unsere Häuslichkeit wohl ein Paradies des einfachen Glückes nennen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildete und das Geringste bedeutsam machte, wo jedes Plätzchen in den Zimmern, wo jeder Winkel in dem Hause durch eine Erinnerung geheiligt war, wo auch die Dienerschaft Theil an der allgemeinen Vorsorge empfing, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verband, wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theueres lag!

Thränen waren denn freilich in jener glücklichen Zeit nicht ausgeblieben, nicht manch kleiner Vorwurf, den ich aber auch gern hinnahm, und auch an Sorgen fehlte es nicht ganz.

Es waren wirklich pekuniäre Verlegenheiten, größtentheils nur solche, die aus meines Mannes Vorsicht mir gegenüber entstanden; er mochte und wollte nicht selbst in die Einzelheiten der Rechnungsbücher eingehen, und da er mir also die ganze Handhabe, die Verwaltung des Einkommens und der Ausgaben überlassen mußte, so glaubte er mir dadurch eine heilsame Schranke anzulegen, daß er mir jedesmal nur wenig, ich kann wohl sagen, nie hinreichende Mittel in die Hände gab. Etwas anders gestaltete die Wirthschaft sich von nun an; sie ward, was die Rechnungsführung betrifft, mit pedantischer Ordnung geleitet.

Noch jetzt besitze ich nicht nur Stöße von General- und Spezialbüchern, sondern auch alljährliche Uebersichten über die einzelnen monatweise wieder zusammengezählten Rubriken.

Der Leser wird darüber in einiges Staunen gerathen, da die Kabinetts-Ordre des Königs vom 16. September 1818 die Summe von 18 000 Thlr. als das meinem Manne bestimmte Gehalt angab. Bei der ihm bekannten einfachen Sinnesart meines Mannes, bei der mir natürlichen Sparsamkeit, von der ich mir hiermit die Ehre geben Leser in Kenntniß zu setzen, wird er gar nicht begreifen, daß unsere Wirthschaft so viel verschlingen konnte. Dennoch that sie das, und mehr als das; denn als in den späteren Jahren die großen Reisen unternommen wurden, da reichten die 18 000 Thlr. nicht aus, und es kostete jeder dieser Züge uns eine Dose, d. h. eines der nach und nach einlaufenden Ehrengeschenke; daher war denn bei dem Tode meines Mannes auch nur eine übrig, die im Jahre 1835 für mich zu Gelde gemacht worden ist. Dreylügnow trug unbegreiflicherweise schon seit Jahren und noch während einer langen Reihe von Jahren gar nichts ein, indem es zuerst immer so hieß, als könne dieses große Gut sich noch nicht von den Plünderungen und den Seuchen des Krieges erholen. Dann kamen freilich die so guten Jahre für den Landmann; aber auch die füllten unsere Beutel nicht, weil sehr kostspielige Einrichtungen für die Zukunft auf dem weitläufigen, sehr vernachlässigten Gut getroffen, Meierhöfe und Mühlen erbaut und Inventarien für neue Verpachtungen angeschafft werden mußten.

Aber 18 000 Thlr.!! davon sollte man doch glauben, daß sechs Familien wenigstens anständig leben könnten! Und bildete unser Hausstand denn nicht etwa einen Komplex von ebenso vielen Familien? Ernährten und erhielten wir nicht außer den unsrigen auch die drei Kinder Joachims, für die freilich eine bedeutende Pension entrichtet ward, die aber nicht in unsere Ausgabekasse floß, sondern nur als ein Zuschuß verbraucht ward für die vielen Pensionen und großen Leibrenten, die auf meinem Mann noch aus seines Vaters Erbschaft her lasteten.

Dann die verschiedenen Erzieherinnen, die Lehrer. Meine Mutter bildete ja gewissermaßen auch eine kleine Menage in unserer größeren. Mehrere unserer Leute waren verheirathet; des Portiers Wirthschaft befand sich unter unserem Dache. Alle Domestiken, die männlichen

besonders, waren sehr gut bezahlt; der Haushofmeister Garke, den wir jedoch eben deshalb nur kurze Zeit behielten, bekam 400 Thlr. Der Tafeldecker Arnold monatlich 15 Thlr., so auch der Kammerdiener Refß. Jeder der Bedienten, auch der Jäger und der Kutscher, erhielt ebenso viel, und wenn die drei außer Livree sich selbst kleiden mußten, aber freien Tisch hatten, so war das Verhältniß der Livreebedienten gerade umgekehrt. Zwei Hausknechte mußten wir halten, und in den ersten vier bis fünf Jahren auch einen Reitknecht in Livree. Unser Stall enthielt nie weniger als vier Pferde; denn als mein Mann das Reiten aufgab, schaffte er vier Wagenpferde an.

Eine Kuh füllte auch einen Ständer in dem zweiten Stall; zeitweise ward ihr die Gesellschaft eines Geleins mit Füllen. Die Einrichtung für das Federvieh benutzten wir wenig, weil es unseren Garten verdarb. Dieser Garten spielte eine Hauptrolle wie in unseren Vergnügungen, so auch in den Ausgaben; denn um der Treibhäuser willen mußte ein Gärtner in unserem Dienst stehen (auch 15 Thlr. monatlich) und ein Gartenknecht dazu. Nun denke man sich die vielen Feuerstellen und den Herd des Waschhauses, welche stets mit Feuerung zu versehen waren, einem so theueren Artikel in Berlin! Die Wäsche beschäftigte das weibliche Personal recht viel und recht mühsam, und ich wechselte oft mit Vorsteherinnen dieses Faches, bis mir endlich eine von mir selbst gezogene, Lotte Boldt, vollkommen genügte.

Der Koch Gosh verdient ebenfalls genannt zu werden. War er auch nicht ganz so, wie sein Gott und seine Herrschaft es hätten verlangen können, so leistete er doch als Leiter einer Küche, die zu keiner Tagesstunde stille stand, in Thätigkeit und Fleiß sehr viel.

Zu all diesen rechne man noch die Apotheke, die sich jährlich auf 300 Thlr. belief, das Honorar für Arzt und Chirurg und die zahllosen faux-frais, die auf dem Budget eines Ministers stehende Posten abgeben, und man wird die 18 000 Thlr. unterzubringen wissen.

Trotz dieser pekuniären Nöthe blieb unser damaliges Stillleben unbeschreiblich beglückend, bis eine erneute Kongressreise des theueren Hausvaters es unterbrach. Diesmal führte sein Weg ihn nach Wien, und die Abwesenheit währte vom November 1819 bis Juni 1820, wahrlich ein schweres Opfer, das er und wir mit ihm dem Vaterlande brachten.